

(Nachdruck verboten.)

1) Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

I.

Vier Uhr, die Feierlichkeit war vorüber, die Wagen fuhren auf. Der rastlose Eifer Marija Berczynskas hatte den Wagen große Menschenmengen nachgelockt. Die ganze Feier ruhte schwer auf Marijas breiten Schultern — ihre Arbeit war's, danach zu sehen, daß alles in gehöriger Form und nach den heimatlichen Traditionen vor sich ging. Wild flog sie hin und her, stieß jeden aus dem Wege, schalt und ermahnte den ganzen Tag mit ihrer gewaltigen Stimme, und war viel zu eifrig, um darauf zu achten, was die anderen taten. Sie hatte die Kirche als letzte verlassen, und da sie die erste im Gasthaus sein wollte, wo das nachfolgende Hochzeitsfest vorbereitet ward, befahl sie dem Kutsher schneller zu fahren. Als dieser aber seinen eigenen Kopf durchsetzen wollte, riß Marija das Fenster des Wagens auf und begann, ihm ihre Meinung zu sagen. Zuerst in litauisch, dann, als er das nicht verstand, in polnisch, das ihm bekannt war. Da er auf seinem Boche in Sicherheit thronte, wagte er zu trocken und brachte allerlei Widerreden hervor. Die Folge davon war ein wütender Wortwechsel, welcher den ganzen Weg bis Ashland Avenue andauerte und den Schwarm der Gassenjugend, der den Wagen auf beiden Seiten begleitete, während der letzten Strecke des Weges um das Doppelte anschwellen ließ.

Dies war unangenehm, denn vor der Tür drängte sich schon die Menge. Die Musik hatte bereits begonnen, und von weitem konnte man das dumpfe Brum-Brum eines Cellos und das Gequieke zweier Geigen hören, welche miteinander in schwierigen und halbscherischen Kunststücken wetteiferten.

Als Marija die Menge erblickte, gab sie eilig die Debatte mit dem Kutsher auf, sprang von dem weiterfahrenden Wagen und versuchte, den Weg zum Gasthause frei zu machen.

„Eik! Eik! Uzdaryk-duris!“ schrie sie dabei in Tönen, gegen die der Orchesterlärm wie Sphärenmusik klang.

„Z. Graiczunas Sasihuksminimams darzas. Vynas Sznapsas. Wines and Liguors. Union-Headquarters“, — war auf dem Schilde des Wirtshauses zu lesen, zu dem sich alle drängten.

Dem Leser, der vielleicht wenig Umgang mit der litauischen Sprache gehabt, wird es willkommen sein zu hören, daß der Schauplatz des Festes das Hinterzimmer eines großen Wirtshauses in jenem Teile Chicagos war, der bekannt ist unter dem Beinamen „Hinter den Schlachthöfen“. Diese Benennung entsprach den tatsächlichen Verhältnissen; aber wie jämmerlich unangemessen erschien sie heute, wo es sich um die Stunde höchsten Entzückens für ein von Gottes sanftesten Geschöpfen handelte, um das Hochzeitsfest und die Freudenfeier der kleinen Dna Lufoszait!

Sie stand im Torwege, beschützt von ihrer Cousine Marija, atemlos von dem Drängen der Menge, in ihrem Glück fast schmerzvoll anzusehen.

In ihrem Auge glänzte ein großes Staunen, ihre Lider zitterten, und ihr sonst blaßes Gesichtchen glühte. Sie trug ein Kleid von duftigem weißen Muslin, ein kleiner gestärkter Schleier fiel auf ihre Schultern. Fünf blaßrote Papierrosen mit elf grünen Rosenblättern waren in den Schleier gesteckt. Neue weiße Baumwollhandschuhe bedeckten ihre Hände, die sie fieberhaft ineinander schlang, während sie da stand und umherstarrte. Die Sache ging über ihre Kräfte, man merkte die Wein allzu großer Erregung auf ihrem Gesicht, an dem Wehen ihrer Gestalt. Sie war noch so jung — noch nicht sechzehn — und klein für ihr Alter — das reine Kind. Und jetzt verheiratet — verheiratet mit Jurgis — ausgerechnet von allen Menschen mit Jurgis Rudkus — mit ihm, der da stand mit einer weißen Blume im Knopfloch seines neuen schwarzen Gehrockes, kurz — dort der Mann mit den gewaltigen Händen und machtvollen Schultern.

Dna war blond und blauäugig, während Jurgis große schwarze Augen, starke überhängende Brauen und dickes schwarzes Haar hatte, das lockig um seine Ohren fiel — die

beiden waren eines jener ungleichen Ehepaare, durch die Mutter Natur so oft das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern“, Lügen straft. Jurgis konnte zweihundert und fünfzig Pfund Fleisch heben und ohne große Anstrengung auf den Wagen werfen, und jetzt stand er in einer versteckten Ecke, angstvoll wie ein geheftetes Wild und mußte jedesmal seine Lippen mit der Zunge befeuchten, ehe er die Glückwünsche seiner Freunde beantworten konnte.

Allmählich fand eine notdürftige Trennung der Gäste von den Zuschauern statt. Trotzdem drängten sich während der folgenden Festlichkeiten immerfort Gruppen von Zuschauern an den Türen und in den Ecken herum. Und wenn einer von diesen Zuschauern genügend nahe kam, oder genügend hungrig aussah, wurde ihm ein Stuhl angeboten, und er war eingeladen, das Fest mitzumachen. Es war eines der Gehebe der „veselija“ (Hochzeitsfeier), daß niemand hungrig fortgehen durfte. Allerdings ließ sich eine in den litauischen Wäldern entlandene Sitte im Schlachthofviertel der Millionenstadt Chicago schwer aufrecht erhalten. Aber sie taten ihr Bestes.

Die Kinder, welche von der Straße hereingelaufen kamen, erhielten ihr Anteil, und selbst die Hunde gingen nicht leer aus. Reizvolle Formlosigkeit war eines der charakteristischen Merkmale dieser Feierlichkeit. Die Männer behielten ihre Hüte auf, oder legten sie ab, und die Köcke dazu, wie es ihnen gefiel. Sie aßen, was und wo es ihnen beliebte und gingen umher, wenn sie Lust hatten. Es wurde geredet und gesungen, wer aber keine Neigung hatte, brauchte nicht zuzuhören. Wer selbst zu reden oder zu singen verlangte, wurde durch niemand daran gehindert. Der daraus folgende Mischmasch der Töne störte keinen, höchstens die kleinen Kinder, von welchen eine große Anzahl anwesend war. Ein besonderer Raum für die Kinder war nicht vorhanden, und so bestand ein gewichtiger Teil der Vorbereitung für den Abend darin, daß die geladenen Gäste ihre Wiegen und Kinderwagen in einer Ecke des Zimmers aufstellten. Dort schliefen die Babys, zu dreien und viere zusammen gepackt, oder wachten zusammen, wie es gerade kam. Die älteren Kinder, die schon an die Tische reichen konnten, liefen umher, behaglich an Fleischknochen und Würsten knabbernd. Das Zimmer hatte ungefähr dreißig Fuß im Quadrat, die Wände waren weißgetüncht und zahl bis auf einen Kalender, das Bild eines Kämpfers und einen Stammbaum in goldenem Rahmen. Zur Rechten führt eine Tür zum Bar-Zimmer und in der Ecke daneben steht ein Schantisch, hinter dem ein dienstbarer Geist in unsauberem weißen Kittel thront, mit gewichtigem schwarzen Schmirrbart und einer sorgfältig geölten Locke, die auf einer Seite festgekleistert ist. An der entgegengesetzten Ecke sind zwei Tafeln, welche ein Drittel des Zimmers füllen und beladen mit Schüsseln und kalten Speisen sind, von denen einige allzu hungrige Gäste schon aßen. Oben am Tische, dort wo die Braut sitzt, steht ein schneeweißer Kuchen mit einem Giffelturm von Dekorationen, gekrönt von zwei Engeln und Zuderrosen und einem üppigen Gemengsel von roten, grünen und gelben Früchten. Dahinter führt eine Tür zur Küche, worin ein Feuerrost zu sehen ist, aus dem viel Qualm emporsteigt, und um den viele alte und junge Frauen herum rennen. In der Ecke zur Linken sitzen die drei Musikanten auf einem Podium und arbeiten sich wacker ab, um wenigstens etwas durch den Lärm durchzudringen. Denselben Versuch machen die schreienden Babys. Vor dem offenen Fenster stehen die Baumgäste und nehmen mit offenem Mund und mit Aug und Ohr von weitem an den Genüssen teil.

Möglich nähert sich von der Küche her eine brodelnde Wolke, hinter der bald Tante Elisabeth sichtbar wird, Dnas Stiefmutter — Zeta Elzbieta wird sie genannt. Sie trägt eine große Platte mit geschmorten Enten. Hinter ihr kommt Kotrina. Sehr vorsichtig gehend, schwankt sie förmlich unter ähnlicher Last. Und eine halbe Minute später erscheint die alte Großmutter Majauskieve mit einer Niefenschüssel voll dampfender Kartoffeln, — beinahe so groß wie sie selbst.

Das Fest nimmt jetzt eine ruhigere Form an. Da ist ein Schinken und eine Schüssel mit Sauerkraut, gefochter Reis, Maccaroni, Bologner Würstchen, große Haufen von Pfennigtuchen, Schalen voll Milch und schäumende Krüge mit

Bier. Ganz in der Nähe steht der Schanktisch, wo du bestellen kannst, was du willst, ohne dafür bezahlen zu müssen.

„Eikoz! Graezia!“ schreit Marija Berczynska und stürzt sich selbst an die Arbeit, denn da ist noch mehr im Ofen, das verderben würde, wenn es nicht gegessen wird.

So nehmen denn die Gäste, unter Lachen und Schreien, unter endlosen Späßen und Narrheiten ihre Plätze ein. Die jungen Männer, welche größtenteils nahe der Tür gelungert haben, nehmen ihren Mut zusammen und kommen näher, und der schüchterne Jurgis wird von den alten Leuten so lange gestochen und geschubst, bis er sich entschließt, sich zur Rechten seiner Braut zu setzen. Die beiden Brautjungfern, deren Zügel Papierkränze sind, sitzen neben dem Brautpaar und nach ihnen der Rest der Gäste, alte und junge, Knaben und Mädchen. Der stattliche Barhalter nimmt die Gelegenheit beim Schopfe und entscheidet sich für die Platte mit den Enten; selbst der fette Polizist, dessen Blick es später sein wird, Streite zu schlichten, zieht seinen Stuhl an das Ende der Tafel. Die Kinder schreien, die Babys heulen und alle Welt lacht, singt und schwätzt, während über all den betäubenden Lärm hinweg Cousine Marija den Musikanten ihre Befehle zuschreit.

Die Musikanten — wie soll man sie beschreiben? All die Zeit waren sie da und spielten in wahnsinniger Mut. Alles das Reden, Dektamieren, Singen geschah unter musikalischer Begleitung. Erst die Musik gab der Sache die Weihe; die Musik erst machte das Hinterzimmer des Gasthauses „Hinter den Schlachthöfen“ zu einem Feenschaß, zu einem Wunderland, einer kleinen Ecke der Himmelswohnungen.

Die kleine Person, welche das Trio anführt, ist ein begeisterter Mann. Seine Geige ist verstimmt, und es ist kaum noch ein Haar auf seinem Bogen, — aber er ist doch ein begeisterter Mann, die Muse hat ihre Hand auf sein Haupt gelegt. Er spielt gleich einem, der von einem Dämon befallen ist, ja, von einer ganzen Horde von Dämonen. Du kannst diese Dämonen förmlich fühlen in der Atmosphäre, die ihn umgibt, wo sie frenetisch tanzen. Mit ihren unsichtbaren Füßen geben sie den Takt an. Das Haar des Dirigenten sträubt sich, seine Augenlider treten aus den Höhlen heraus und er muß sich anstrengen, sie festzuhalten.

Lamoszjus Kuszeleka ist sein Name, und er hat sich selbst das Geigen spielen gelehrt, indem er jede Nacht übte, nach der Tagesarbeit an der Schlachtbank. Er ist in Hemdsärmeln; seine Weste ist geschmückt mit verbläuten goldenen Hüfisen. Sein rotgestreiftes Hemd ist fleberig von Pfeffermünz Zucker. Eine Militärhose, lichtblau mit gelben Streifen dient dazu, dem Leiter der Bande eine gewisse Höhe zu verleihen. Er ist nur fünf Fuß hoch, aber die Hose ist ihm doch beinahe acht Zoll zu kurz. Du wunderst dich, woher er sie hat, oder vielmehr du würdest dich wundern, wenn die Erregung, in seiner Nähe zu sein, Zeit ließe, an solche Dinge zu denken.

Denn er ist ein begeisterter Mann. Jeder Zoll von ihm ist begeistert — man möchte sagen: einzeln begeistert. Er stampft mit den Füßen, er stößt mit dem Kopfe, er schwingt und schwankt hin und her. Er hat ein verschrunpelttes, unwiderstehlich komisches Gesicht, und wenn er eine Figur oder Cadenz ausführt, zittern seine Brauen, seine Lippen und Augenlider zwinkern, selbst die Enden seines Halstuchs kräuseln sich komisch. Dann und wann wendet er sich zu seinen Gefährten, nickend, Zeichen gebend, inbrünstig flehend, — alles im Dienste der Muse.

Denn sie sind kaum eines Lamoszjus würdig, die anderen beiden Mitglieder des Orchesters. Die zweite Violine spielt ein Slobak, ein großer hagerer Mann mit schwarzumrahmter Brille und dem stillen, geduldigen Blick einer abgetriebenen Mähre. Er gehorcht der Peitsche nur schwach und fällt immer wieder in den alten Trott zurück. Der dritte Mann ist sehr fett, mit einer platten, roten, sentimentalen Nase und er spielt mit zum Himmel gerichteten Blicken voll unendlicher Sehnsucht den Baßteil auf seinem Cello; es gibt für ihn keine Aufregung dabei. Was auch in dem Dreibunde geschieht, seine Sache ist nur, eine langgezogene klagende Note nach der anderen herunterzulassen, von vier Uhr nachmittags an bis fast zur selben Stunde des nächsten Morgens und — für ein Drittel des Gesamteinkommens von einem Dollar pro Stunde.

Bevor das Fest nur fünf Minuten im Gange war, hatte Lamoszjus sich in Ertase gebracht. Einige Minuten später siehst du, wie er den Hals über die Tafeln reckt, seine Rippen sind geweitert und sein Atem hastet — die Dämonen treiben ihn. Er nickt und schüttelt mit dem Kopfe nach seinen Ge-

fährten, er purrt sie mit dem Geigenstode, bis zuletzt die lange Gestalt des zweiten Geigers sich ebenfalls erhebt. Endlich avancieren sie alle drei, Schritt für Schritt, auf die Tafelenden zu. Des Cellisten Valentinevczias Instrument karamboliert mit den Gästen. Endlich sind alle drei am Fuße der Tafel angelangt und dort steigt Lamoszjus auf einen Stuhl. Nun ist er in seiner Glorie, die Situation beherrschend. Einige Leute fahren fort zu essen, andere lachen und schwätzen, aber du würdest dich sehr irren, dächtest du, daß einer da wäre, welcher ihn nicht hört. Seine Töne sind niemals rein, und seine Geige schnurrt in der Tiefe und trägt und quiekt in der Höhe, aber das stört sie so wenig wie der Schmutz und Lärm um sie herum — das ist das Material, aus dem sie ihr Leben bilden, und diese Musik ist es, die ihre Seelen öffnet. Sie spricht ihre Sprache, fröhlich und lärmend, oder traurig und klagend, oder leidenschaftlich und rebellisch, diese Musik ist ihre Musik, — Heimatsmusik. Sie streckt die Arme nach ihnen aus, und sie geben sich ihr hin.

(Fortsetzung folgt.)

Zu unserem Roman.

Mit dem Inhalt des in kurzer weltberühmt gewordenen Romans von Upton Sinclair „The Jungle“ sind die „Vorwärts“-Leser bereits durch einen von W. Beer verfaßten Artikel, der in unserer „Literarischen Rundschau“ vom 1. Juli d. J. erschien, bekannt gemacht worden. Nun erhalten unsere Leser Gelegenheit, Sinclairs Werk durch eigenes Studium kennen zu lernen und selbst darüber zu urteilen. Neue Erfahrungen können sie daraus gewinnen, neues Wissen daraus schöpfen, indem sie Umschau halten in der großen Werkstatt eines mächtigen amerikanischen Trusts, des Beeftrusts. Diese Werkstatt heißt Padingtown, das Schlachthausviertel von Chicago.

Dort schafft der Beeftrust seine Reichtümer. Von dort fließen Ströme Goldes, gepreßt aus der Arbeit von 30 000 Menschen, um schließlich dem Luxus und der ungeheuren Verschwendung der Trustmagnaten zu dienen.

Mit welchen verwerflichen, scheußlichen Mitteln, unter welchen furchtbaren Opfern an Leben, Glück und aller Daseinsfreude armer bedrohterer Mitmenschen diese Reichtümer erzeugt werden, das schildert uns der Verfasser mit einer grimmigen, unnachlässigen Ausführlichkeit, mit unbestechlicher Wahrhaftigkeit. Er stellt uns mitten hinein in das Treiben, wo es am ärgsten ist, in Padingtown, er zeigt uns, welche ekelhaften Produkte der geldgierige Fleischtrust ins Inland und Ausland sendet, wie er Millionen von Menschen vergiftet, daß Arbeiterleben ihm nichts gelten, wo es sich um seine Profite handelt, wie er die Gesetze mißachtet und Verbrechen begeht, wie er in der Politik bestimmend auftritt und die ärgste Korruption nicht scheut.

Was Sinclair über die Produktionsmethoden des Fleischtrusts aufgedeckt hat, erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Kulturwelt. Die Regierung der Vereinigten Staaten wurde dadurch aufgerüttelt und zum Einschreiten im Interesse der bedrohten Volksgesundheit veranlaßt. Der Trust versuchte dem Sturm zu trotzen, aber als der amerikanische Exporthandel in Fleisch und Fleischwaren viele Millionen von Dollar verlor, da zitterte er und gelobte Besserung. Er verkündigte, daß umfassende Änderungen vorgenommen seien, und er ließ Einladungen an einflußreiche Londoner Zeitungen ergehen, auf Kosten des Trusts Vertreter nach Padingtown zu senden, die sich überzeugen sollten, daß die Zustände jetzt „all right“ seien, wie der beliebte amerikanische Ausdruck lautet.

Wenn inzwischen wirklich eine Wandlung zum Besseren in den Verhältnissen eingetreten sein sollte, so hat Sinclairs Roman sicher den ersten Anteil daran.

Was dem Verfasser, der ja Sozialist ist, aber wohl am meisten am Herzen lag, war die jammervolle Lage der Arbeiter in Padingtown. Da wird uns ein erschütterndes Bild entrollt von dem furchtbaren Kampfe um die Existenz, um das nackte Leben, gegen den unbarmherzigen Fleischtrust, der die Ausbeutung der Arbeiter mit rücksichtsloser Härte betreibt. Es sind besonders die ausländischen Arbeiter, die in ihrer Gull- und Ratlosigkeit am schwersten getroffen werden.

Darüber erhob sich keine Entrüstung in der Kulturwelt. Man kannte diese Erscheinung nur zu gut; es war dasselbe alte Bild des Arbeiterelends, wie es der Kapitalismus überall hervorruft. Man sprach wohl mit Mitleid von den armen Leuten, denen es in dem reichen Chicago so jämmerlich schlecht ergehe, und mancher wunderte sich sehr, daß in Amerika „so etwas“ möglich sei. Gern tröstete man sich mit dem Gedanken, daß die Verhältnisse „bei uns“ doch wesentlich günstiger liegen. Diese Ansicht ist offen ausgedrückt in dem Geleitwort der deutschen Ausgabe von Dr. Eugen Ritter, der durch die Lektüre des Romans zu der Ansicht gelangt ist, daß es dem deutschen Arbeiter weit besser gehe als dem amerikanischen, wie folgende Stelle zeigt:

„Wir aber in deutschen Landen werden dieses Buch noch unter

einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten haben. Wir werden durch seine Lektüre erschüttert werden — aber auch erhoben. Ohne in Pharisäertum zu verfallen, werden wir uns mit Stolz sagen dürfen, daß der deutsche Arbeiter, verglichen mit seinem amerikanischen Kameraden, in Verhältnissen lebt, die fast glänzender zu nennen sind. . . . Nehmen wir als Hintergrund die lebenswahren Schilderungen des amerikanischen Menschenfreundes, so dürfen wir uns voller Stolz sagen, daß sich das Leben der deutschen Arbeiter von ihm in geradezu glänzender Weise abhebt. Und wäre es der boreingenommenste Fanatiker, wenn er nur auf den Bahnen der Wahrheit bleiben will, so kann er von Deutschlands Arbeitern und ihrem Leben, von Deutschlands Kapitalmacht niemals ein Bild entwerfen, das dem, was Upton Sinclair entwirft, auch nur annähernd gleichkäme. Ein Paradies gibt es nirgendwo auf Erden, aber der deutsche Arbeiter lebt nicht in einer Hölle, in der der amerikanische Arbeiter nach Upton Sinclairs Schilderung sein Leben hinzubringen hat. In Amerika — dem Lande der Freiheit!

In dieser Form ist das ein großer Irrtum. Unsere Leser werden gewiß nicht auf den Gedanken kommen, daß der deutsche Arbeiter in „glänzenden“ Verhältnissen lebt, aber sie dürfen sich auch nicht zu einem Vorurteil gegen den amerikanischen Arbeiter verleiten lassen. Wer den Stand der Dinge hüben und drüben kennen gelernt hat, der weiß, daß die Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters — the standard of life — viel höher ist als die des deutschen Arbeiters. Der Amerikaner nährt und kleidet sich durchschnittlich besser und kann für seine Familie viel reichlicher sorgen als der Deutsche. Die amerikanischen Arbeitslöhne sind die höchsten in der Welt, abgesehen — nach dem Geldwert der Münzen — und relativ — im Verhältnis zu den Warenpreisen und Wohnungsmieten, wenn auch diese Preise höher sind als in Deutschland.

Trotzdem ist der Irrtum, in dem Dr. Ritter befangen ist und in den mit ihm wohl mancher deutsche Leser nach der Lektüre über das Arbeiterleben in Padingtown verfallen mag, begreiflich, auch dann, wenn diese Leser das deutsche Arbeiterleben wirklich kennen und eine Ahnung haben von dem brutalen Druck, den „Deutschlands Kapitalmacht“ auf Deutschlands Arbeiterschaft rücksichtslos ausübt. Der Irrtum ist zu verstehen, weil im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ alles ins Riesengroße wächst und man die gesamten Verhältnisse kennen muß, um von einer einzelnen Erscheinung sich nicht erdrücken zu lassen und ein vollständig falsches Bild zu gewinnen.

Sinclair schildert uns die Schicksale einer armen Einwandererfamilie, die von Litauen aus nach Amerika geht. Sie kommen mit einem Herzen voll Vertrauen in das gelobte Land Amerika, und hier erfahren sie eine bittere Enttäuschung nach der anderen. Es sind gerade die ausländischen Arbeiter, die Böhmen, Galizier, Ungarn, Polen, Litauer, Slowaken, Rumänen und so weiter, die dem amerikanischen Kapitalismus ohne jeden Widerstand zum Opfer fallen, die der amerikanische Ausbeuter am leichtesten auspressen kann. Solche Arbeiter werden in Massen nach Padingtown geschickt und dort in den Schlachthäusern ähnlich wie Rind und Schwein behandelt, d. h. sie werden aufgebraucht — unheimlich schnell oft. Es sind bebauernde Geschöpfe, diese armen, unwissenden, mit jedem, auch dem geringsten Lohn zufriedenen Leute, stets bereit zur Dienstwilligkeit, sobald nur die Herren winken, bereit zur Streitarbeit, bereit, jedes Verlangen zu erfüllen. Man kann die tiefe Verachtung, den bitteren Haß der Amerikaner gegen diese Fremden wohl verstehen, die jedem Druck nachgeben und in ihrer Unkenntnis der Sprache, der Sitten und Verhältnisse im fremden Lande ein willkommenes Arbeitermaterial für das von den einheimischen Gewerkschaften bekämpfte Unternehmertum abgeben. Überall lauert ein Verhängnis auf die unglücklichen Leute; sie stecken in einem Sumpf, aus dem sie sich nicht erretten können.

Für die Amerikaner bedeuten diese Leute eine Last, eine Konkurrenz, die ihnen viel zu schaffen macht. Welche Mühe haben die Gewerkschaften, die Eingewanderten zu organisieren, um sie erst ein wenig widerstandsfähig zu machen, sie, die oft nicht die geringste Ahnung haben von dem Wesen der Gewerkschaften — wie Jurgis, der Held des Romans.

Noch sind die Gewerkschaften nicht überall so hilflos gegenüber der Trustmacht, wie gerade in Padingtown, und ihre Erfolge in anderen Berufen, an anderen Orten denn doch erfreulichere.

In einen zweiten Irrtum können die Leser verfallen, wenn sie die Kapitel über amerikanische Politik lesen. In dem schon erwähnten Geleitwort zur deutschen Ausgabe heißt es darüber:

„Auf faulendem Boden leben die Arbeiter im Lande der Freiheit. . . . Überall Korruption und Tiquentwesen im Lande der Freiheit, im Lande der Verheißung. Die politischen Wahlen bedeuten eine elende Mache, die Richter sind bestochene Schurken, die Polizisten die Helfershelfer der Verbrecher. Die Laster haben einen Aufschwung ins Ungeheuerliche genommen; Wohlhabenheit gibt es nicht, es gibt nur Reichum und Armut. Tausend prassen und Millionen darben. Und vom Elend dieser Darbenden singt und sagt Upton Sinclair, und wer sich seiner Stimme verschließen kann, der muß ein Mensch mit einem geldverhärteten Herzen sein.“

Schon recht, aber wenn der Hohn auf das „Land der Verheißung“ bedeuten soll, daß die deutschen Zustände den Vorzug vor

den amerikanischen verdienen, so fordert diese Ansicht den Widerspruch derjenigen heraus, die Kenner der wirklichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sind. Sinclairs Schilderungen von den Ausartungen im politischen Leben unter dem forumpierenden Einfluß des amerikanischen Kapitalismus sind wahr und lebendig, aber — man frage ihn oder einen deutsch-amerikanischen Sozialisten, der die Verhältnisse beider Länder kennt, ob er „deutsche Ordnung“ und deutsches Regiment gegen „amerikanische Schand- und Lotterwirtschaft“ eintauschen möchte, — einen Augenblick würde er sich befinden, würde zurückschrecken und mit einem entschiedenen „Nein“ antworten. Und für dieses „Nein“ gibt es schwerwiegende Gründe, in die einzudringen hier zu weit führen würde.

Die Wahrheit ist, daß man hüben wie drüben „Dreck am Stecken“ hat, daß der Kapitalismus seinen in jeder Hinsicht forumpierenden Charakter nirgend verleugnen kann und daß es in aller Welt nur eine Errettung gibt: den Sozialismus.

Soweit Sinclair Bilder ersehnter Zeiten entwirft, mögen sie — wie alle Zukunftsmalereien — „mit einem Körnchen Salz“ (des Zweifels) genossen werden. Jedoch darf man dem Dichter — und besonders dem, der wie Sinclair, uns eine solche Fülle realer Gegenwärtiger geboten — gern die Freiheit gewähren, seiner sehnsuchtsvollen Phantasie die Zügel schiefen zu lassen. Die Zeit wird forrigieren, was er in Einzelheiten gesehen.

Dankbar darf die sozialistische Leserschaft jedenfalls dem Autor folgen, der ihr hier eine Dichtung bietet, so erfüllt von Leben, von der Not, den Schmerzen und Qualen der Gegenwart wie von ihrer Hoffnung, daß wir sie getrost anderen großen Werken der Literatur an die Seite stellen können. — Arthur Baar.

Kleines feuilleton.

Herrn Ibsen war der von Maria Holgers am letzten Sonntag in Dräfsels Festsälen veranstaltete „XIII. volkstümliche Vortragsabend“ geweiht. Es hatten sich zahlreiche Zuhörer hierzu eingefunden. Ihr Programm hatte die Vortragende vortrefflich zusammengestellt. Zunächst machte sie das Publikum mit einem Herzensroman bekannt, der, so zart, so still, wie er begonnen und verlaufen, uns in das Gemütsleben des sonst wortfargen verschlossenen Dichters schauen läßt. 1889 im Sommer war Herr Ibsen in Gossensak (Tirol) einer jungen Wiener Dame begegnet, deren feines Wesen auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht haben muß. Von seinem damaligen Wohnort München aus hat er in der Folge mit Fräulein Emilie Wader — dies der Name der damals achtzehnjährigen Dame — einen kurzen Briefwechsel geführt. Drei jener Dichterbriefe las Maria Holgers vor. Ihr knapper aber für Ibsens Seelenleben um so bedeutungsvollerer Inhalt läßt uns ahnen, daß im Herzen des damals sechzigjährigen Mannes ein holder Liebesfrühling aufgegangen war: ein wunderbares Spätsommerglück, das ihn froh und gütig stimmte und das ihm das schriftliche Bekenntnis entlockte: es sei für ihn eine „Naturnotwendigkeit“, ein „Fatum“ gewesen. Wie einst Goethe in ähnlicher Verfassung, mußte indessen auch Ibsen auf diesen späten Sonnenblick zu resignieren. 1890, im September, biß er die Dame, vorläufig nichts mehr zu schreiben: „Gewissenspflicht“ hieß ihn schweigen. 1898, im März, sandte sie ihm zu seinem 70. Geburtstag, den Ibsen ja in Kristiania verlebte, einen herzlichsten Glückwunsch. Der Dichter antwortete; — mit innigem Gefühl gedenkt er noch einmal jener Sommertage in Gossensak, die ihm unvergänglich bleiben würden. . . . Seit vier Monaten ruht Ibsen im Grabe. Nun hat der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes jene zarten Briefe an die Wienerin herausgegeben. Man wird sich ja erinnern, daß die Familie des verewigten Poeten gegen diese Veröffentlichung protestiert hat. Allein, so gerechtfertigt der Einspruch auch sein mochte — Ibsen gehört der Welt, sie hat ein Recht auf ihn, mithin auch auf die intimsten Offenbarungen seines Gemütslebens, das er, so lange er unter uns als Schaffender gewandelt, so peinlich verschlossen hielt. Wir dürfen den Briefempfängerin und Brandes dankbar sein, daß sie uns dies schöne Vermächtnis zugänglich gemacht haben. Anschließend hieran las Maria Holgers Ibsens „Nora“. Die Künstlerin muß wohl eine vortreffliche Interpretin dieser eigentümlichen Frauengestalt auf der Bühne sein; sie ließ uns vollständig vergessen, daß sie bloß las; — so plätsch verlebendigte sie Nora! Die Charakterisierung der anderen Rollen gelang der Vortragenden weniger; vielleicht ließ die Rezitatorin sie absichtlich zurückreten. Eingeleitet wurde der Rezitationsabend durch Edward Griegs Kompositionen zu Ibsenschen Dramen und Gedichten. Herr Richard Kurisch trug zwei Sätze aus der Musik zu „Peer Gynt“ („Morgendämmerung“ und „Amtras Tanz“) am Flügel vor. Man fühlt, daß das Klavier diese unsagbar reizvolle nordische Heimatsmusik nicht auszusöhnen vermag, so willig auch die sauber zifflerte Wiedergabe durch Herrn Kurisch anerkannt werden soll. Dieser begleitete auch einige Ibsen-Griegslieder. Sie wurden an Stelle des unphälogischen Herrn Eugen Brieger von Fräulein Schmitz, einer jugendlichen Kunstnovizin mit schönen Stimmitteln in höheren Lagen mit annehmbarrem Vortrag gesungen. — e. k.

Theater.

Schauspielhaus. „Hamlet“, Trauerspiel von Shakespeare. Der Rahmen war schöner als das Bild. Die nächtliche verschneite Küstenlandschaft, in der der Geist des gemordeten Vaters dem Dänenprinzen erscheint, der vom silbernen Mondschein überglänzte Kirchhof mit dem Grabe für Ophelia, der von Fadelstrahlen geleitet, unter leis gemurmelt Kirchengesängen nahende Zug der Leidtragenden hinterließen einen stärkeren Nachhall des Gefühls als die Gestalt, die Töne und Gebärden, die Matkowsky dem rätselhaften schwerblütigen Helden der Tragödie ließ. Was die Größe dieses vielbewunderten Schauspielers ausmacht, — die packende Wucht, mit der er sicher in sich ruhende oder auch in wilden Wogen ausschäumende männliche Kraft, einen Götze, Randaules Koriolan verkörperlicht —, eben das ist in der Hamletrolle völlig unvertretbar. Man glaubt Matkowsky nicht den Jüngling, nicht den Melancholiker, sieht statt wirklicher Verschmelzung nur das Bemühen eines nach gewisser Richtung glänzend ausgestatteten Künstlers, sich einem dieser seiner Charakterart notwendig fremden Element anzupassen. Es fehlt jene Resonanz, die die Worte des Dichters, ungebildet in ein völlig Eigenes, zurückwirft und so inmitten des Bekannten immer neue bedeutsame Ausblicke erschließt — das Spannende, die Illusion. Besonders übel war es, daß der Darsteller, wohl um den Ansehen schmerzzerzerriffener Zuerlichkeit noch zu steigern, sein sonores Organ, das sonst gerne aus breiter Brust die Worte wie Fanfaren in die Luft schleudert, ganz systematisch zu den „flüsterndsten Flüsterntönen“, über die schon der alte Fontane in seinen Matkowsky-Kritiken beredete Klage führte, herabdämpfte. Dieses erlöschende, in sich hinein Versinken der Stimme, das sparsam angewendet unter Umständen von großem Eindruck sein kann, wirkt, wenn der Schauspieler, wie hier, es zum Grundton einer ganzen breit ausgeführten Rolle macht, als nervenqualende Manier — ein Mittel, das so sicher wie das andere Extrem, das laute Schreien, auf die Dauer jede Mitempfindung abtumpft. Auch die Tränen, die dieser Flüster-Hamlet in seiner Stimme hatte, wollten mir nicht echt erscheinen; die Gestalt erhielt so stellenweise, namentlich in den Ophelia-Szenen, eine Färbung weicher Sentimentalität, die zu dem herben Bodensatz der Hamlet-Schwermut, dem zerreißenen Hohne seiner Menschenverachtung nicht wohl im Einklang stand. Am besten gelang ihm im Rahmen der Gesamtleistung der in grandvollem Sinnen gesprochenen Monolog „Sein oder Nichtsein“ und der tiefinnig um das Schicksal menschlicher Vergänglichkeit kreisende Gedankenflug der Kirchhofszene. Die Aufgabe, die Hamlet stellt, erfordert nicht nur so viel Kunst, sondern vor allem auch so viel besondere individuelle Prädisposition des Temperaments, daß die Berliner Bühnen zurzeit vielleicht niemanden haben, der ihr voll gewachsen wäre; es sei denn, daß Herr Kappeler vom Reinhardttheater das Zeug dazu besitzt.

Die Besetzung der kleineren Rollen konnte bei dem großen Reichtum des Schauspielhauses an tüchtigen Kräften keine Schwierigkeiten bieten. Sehr gut war Fräulein Wachner als Ophelia, sanft liebenswert, noch von rührender Armut in grausen Wahnsinn, sehr gut auch Bollmer, der mit diskreter Charakteristik die so oft ins Rärrißige gezogene Figur des Polonius hob, und Kraußner in der Rolle des Geistes. Mag Pohl und Fräulein Lindner repräsentierten das schuldige Königspaar. — dt.

Neues Theater. Sondervorstellung. „Magdalena“ (Carrabad), Lustspiel in 3 Akten von Miguel Cebegaran. Ein „Spanischer Schauspielzyklus“ mit dem Ehrfurcht gebietenden Zusatz „unter dem Protektorat Sr. Majestät des Königs von Spanien“ war angekündigt worden, ein Herr Baetel zeichnete als Oberleiter. — Wenn die Wahl des ersten Stüdes, das am Sonnabendnachmittag auf der gemieteten Bühne des Neuen Theaters zur Aufführung gelangte, nicht etwa mit ganz besonderem Ungeschick getroffen ist, dann müßte es nach dieser Probe trostlos um die spanische dramatische Literatur der Gegenwart bestellt sein, dann bliebe, was die eine Auslese zutage fördert, selbst hinter dem niedrigen Durchschnitt, den die dramatische Arbeit einer einzigen Saison in Deutschland liefert, noch um ein Beträchtliches zurück. Ein solches Maß jungfräulicher Naivität und Unberührtheit von den Nachwehen des naturalistischen Gehör und Sinne schärfenden Geistes wird man trotz allem hier zu Lande selten konstatieren können. Es ist, als habe die Muse, die diese Magdalena schuf, durch hundertjährigen Dornröschenschlaf hinter schützenden Decken sich das Kindergemüt bewahrt. Und ebenso wenig läßt sich in dem Drama des Verfassers etwas von jenen Qualitäten schlagkräftiger-bühnenmäßiger Wache und feuriger Rhetorik spüren, die in dem „Galeotto“ seines berühmten Landsmannes und Namensvetters José Cebegaran einst fehlten. Auch Miguel, darin mag eine formale Verwandtschaft liegen, ipist sein Stück auf eine These zu — eine These, deren Wahrheit übrigens glücklicherweise selbst durch die schlimmsten Schnitzer dramatischer Beweisführung nicht kompromittiert werden kann. So gewiß alle die Dinge, die Fräulein Magdalenas skeptischem Millionärsonkel endlich das Geständnis abzwängen, daß es am Ende doch gute Menschergibt, sich im Leben nie so hätten zutragen können, so gewiß erscheint doch die Lehre, die der Onkel daraus zieht, höchst anerkennenswert, seine Sinnesänderung als entschiedener Fortschritt.

Magdalena ist richtiger Theaterengel. Nächst ihrer stillen Liebe zu dem mittellosen Vetter Carlos kennt sie kein größeres Vergnügen als in den Wohnungen der Armen Gaben auszuteilen. Sie hat's

dazu und spricht auch offenbar recht gern darüber. Zwei junge Leute, Mitgiftjäger, von tadelloser Herkunft, doch verdorbenem Herzen, die sich anscheinend zum erstenmal im Haus des Onkels vorstellten und auf der Stelle vor einander ihre Heiratspläne auskramten, werden sofort zu einer Weisheit herangezogen. Als das Fräulein ein Seiltänzerinmädchen auf der Straße stürzen sieht und von ihrem Glende erfährt, ruht sie nicht, bis der Unheil prophezeiende Onkel die kleine loskauft und in den eigenen Hausstand aufnimmt. Und siehe, es quillt eitel Segen aus der Tat. Durch sinnvolles Arrangement bringt der Autor es zuwege, daß das fremde Wesen mit der vulkanischen Feuerseele ihre Wohlthäterin im zweiten Akte vor einem nächtlichen Ueberfall beschützt, im dritten ihr gar den künftigen Gatten rettet. Mehr kann man nicht verlangen. Dabei zeigt sich, wozu die beiden Mitgiftjäger aus dem ersten Akte gut sind. Nummero Eins will den bevorzugten Rivalen Carlos sehr einfach dadurch aus dem Felde schlagen, daß er das Fräulein in einen Skandal verwickelt. Er besticht den Diener, die Balkontür zu ihrem Zimmer offen zu lassen und schleicht zu mitternächtiger Stunde, als Gentleman natürlich in Gesellschaftstoilette und Zylinder, sich ins Haus. Beatriz aber wacht neben der entschulmerten Fremdin und treibt den elenden Halunken in die Flucht. Zur Abwechslung gedenkt dann Nummero Zwei sein Ziel dadurch zu erreichen, daß er den Vetter zum Duell zwingt, um ihm den Degen in den Leib zu rennen. Carlos wäre ein toter Mann, wenn nicht das Mädchen rasch entschlossen die Hand des Intriganten mit einem Florettstiche durchbohrt und ihn so kampfunfähig machen würde. Obendrein ist sie verliebt in Carlos, verzichtet aber, da die Sache allzu ausichtslos, voll Großmut und plaudert aus, daß der Onkel ihr seine Millionen vermachen werde, weshalb, ermutigt, der jaghafte und ebelstolze Jüngling endlich seinen Antrag stellt. So gelangt Magdalena zu ihrem Bräutigam, der Onkel zu einem neuen Glauben an die Menschheit. Eine ängstliche Tante, die Beatrizes übertemperamentvollen Zärtlichkeitsausbrüche fortwährend in Schreden halten, hat für die komischen Effekte zu sorgen. Von den Darstellern, die sich für diese steifen Richtigkeiten einsetzen mußten, bewährten Herr Wedmann und Asta Hiller gute Laune. — dt.

Notizen.

— Künstlerische Vorlesungen veranstaltet der Verein Theaterreform in seiner Schauspielkunstschule (Charlottenburg, Schlüterstr. 17 II) an jedem Mittwochabend von 8 1/2 Uhr an. Eintrittskarten unentgeltlich durch den Generalsekretär des Vereins, Herrn v. Müller-Meternich, Französischestr. 24, und im Bureau der Schule, Schlüterstr. 17. — Herbert Eulenberg's neuestes Stück „Fürst Ulrich“ ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— „König Saul“, ein fünftätiges Trauerspiel von Gerhard König, wurde vom Bremer Stadttheater zur Aufführung angenommen. —

— „Recht“, drei Einakter von Friedrich Elbogen, wurden im Wiener Bürgertheater sehr beifällig aufgenommen. —

— Rudolf Herzogs „Condottieri“ erzielten im Koburger Hoftheater einen durchschlagenden Erfolg. —

— „Das gefesselte Leben“ ist der Titel einer einaktigen Komödie von Adolf Lang, die vom Hoftheater in Mannheim zur Aufführung erworben wurde. —

— „Der Gott der Rache“ betitelt sich ein neues Stück, das der russische Jargonschriftsteller Schalom Asch soeben vollendet hat. —

— New York hat 75 Säle, in denen täglich Theater gespielt wird. —

— Das Loring-Theater bringt am nächsten Donnerstag zum ersten Male den „Barbier von Sevilla“ zur Aufführung. Die Titelrolle singt Direktor Garrison. —

— „Wondessauber“, eine einaktige Oper von Georg Niemschneider, wird in der komischen Oper zur Aufführung kommen. —

— Die Erhaltung des Berliner Opernhauses ist, wie auf dem Braunschweiger Tage für Denkmalpflege vom Vorsitzenden Dr. v. Dechelhäuser mitgeteilt wurde, beschlossene Sache. Für das neue Opernhaus soll ein anderer Platz in Aussicht genommen werden. —

— Die Ausstellung der Sezession wird noch bis zum Sonntag, den 7. Oktober geöffnet bleiben. —

— Die Bayerische Jubiläums-Landes-Ausstellung in Nürnberg soll am 15. Oktober geschlossen werden. —

— Ein Museum des römischen Mittelalters soll in Rom errichtet werden. —

— Eine unterirdische Totenstadt aus der Sabinerzeit wurde bei Teano (unweit Neapel) entdeckt. —

— Fünf Millionen Mark zur Bekämpfung des Alkoholismus hat der verstorbene John Crowle in London, einer der Direktoren der Temperenz-Restaurationsgesellschaft „Slater“, gestiftet. —